

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Der Genferzipfel
Autor: Ehksam, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

streckte, und den Blick zu trinken, der aus ihrer Seele stieg ... „Junge!“ ... Dann richtete er sich auf und sah wie aus Stein gemeißelt. Die Gesichtsmuskeln strafften sich und wurden hart wie Bronze. Starr und messerscharf stiegen seine Blicke voraus, als hätten sie seinem Flugzeug einen Weg zu bahnen. Jemand sprach noch zu ihm hinauf ... Dann wurde es still. Wie aus weiter Ferne strichen die Takte einer Walzermelodie an ihm vorüber. Er hatte eine Sekunde lang die Vorstellung der spielenden Regimentskapelle, dann während eines Sekundenaugenblicks das Bild eines Saales, in dem sich Paare im wirbelnden Tanze drehten. Es verblich, wie es kam, und ein anderes Bild zeigte ihm sein Zimmer, ihn selbst am Tisch mit seinen Modellen beschäftigt. Dann sah er sich auf dem gewohnten Weg zu seiner Braut ... Plötzlich fiel es wie ein weißer Vorhang vor seinen Augen nieder ... Er bewegte sich fast unmerklich und schloß einen Augenblick die Augen. Als er sie wieder öffnete, war es, als ob etwas von ihm abfiel und als ob das Licht ihm in die Seele griffe und sie hinaufzöge ...

Der Motor sprang an, der Propeller zerhieb die Luft ... Hüte der Haltemannschaft jagten davon, es zerrte die Leute vorwärts ... Heino Voffen hob den Arm ... Das Publikum jauchzte, schrie seinen Gruß — da schwebte der Eindecker schon auf seiner leichten Bahn, die abertausend Blicke verfolgten, so weit und hoch sie auch ging ... Heino Voffen fühlte die Schläge der Luft in seinem Gesicht. Sie taten ihm wohl und kühlten ihn bis ins Innerste, daß die letzte vom Erdenleben gesährte Blut erlosch und es wie Schlacken von seiner Seele fiel ...

Der Propeller sang sein stürmisch Lied, der Motor stampfte dröhnend den Takt, die Lüfte krümmten, getroffen vom Peitschenhieb der Schraube, widerwillig den Rücken unter den weißen Schwingen des Apparates und hoben ihn empor, höher, immer höher. Die Sonne warf ihm ihr leuchtendes Gold entgegen und lockte ihn weiter und weiter auf den Wunderwegen ihres Reichs. Heino Voffen flog ohne Besinnen. Wettbewerb, Reihenfolge, Preise, daran dachte er nicht — Nur fliegen — fliegen, fliegen! Ein-, zwei-, vier-, fünfmal schon war er, ohne es zu wissen, über dem Flugplatz gekreist. Er hörte nur auf die Kolbenstöße des Motors und achtete nur auf die Bewegungen der Steuerflächen. Als ob er die Technik sich erst wieder aneignen müsse, war es ihm. Und doch ging alles wie von selbst. Es lag ihm in den Händen, daran brauchte er nicht mehr zu denken. Allmählich wich die Erstarrung, die ihn seit dem Abflug wie eingefroren hatte. Das Denken regte sich, das Herz fühlte er schlagen. Nun begann er sich mit seinem Apparat zu verbinden, in ihm aufzugehen. Das gab ihm die alte gewohnte Herrschaft. Heino Voffen stellte das Höhensteuer. Kreischend und pfeifend und zitternd sog sich der Eindecker in steilen Spiralen empor. Heinos dürstende Seele voraus, die Freiheit, die Weite, das Licht und den Glanz an sich reißend, einschlürfend und jubelnd sich in die Unbegrenztheit werfend!

Die Erde? Heino Voffen erinnerte sich ihrer nicht, wollte sich nicht erinnern. Das war wohl mitunter wie ein bleiches Aufleuchten aus nachtblauer Dämmerung gewesen — die Erinnerung! Dann flutete das Höhenlicht darüber, und seine Seele schöpfte aus seinen silbernen Wellen die Sehnsucht nach

der Unendlichkeit. Die Tiefe hatte kein Grauen mehr für ihn, da ihn die Höhe umschlang. Nein, kein Grauen — weil keine Gefahr. Ruhig konnte er hinabschauen. Die zerrinnende Erde hatte keine Macht mehr über ihn, über ihr schloß sich das Aethermeer zusammen. Nun fuhr er auf dessen silbernen Wogen über eine versunkene Welt.

Horch! Kein Laut rang sich mehr aus den Tiefen ... Nein, das war nicht Glockenläuten, das war das Dröhnen des Motors! Menschenstimmen? Ach, es war das Flattern der zerfetzten Lüfte ... Totenstill und reglos war's dort unten ...

„Die Erde hat mich freigegeben,“ jubelte es in Heino Voffen, der über das Steuerrad weit vorgebeugt saß, den Blick ehern in die Weite geböhrt, als bräche sein harter Wille ihm Bahn ... Ja, er blieb Sieger, mußte Sieger bleiben. Trugen ihn nicht die Lüfte davon, erschlossen sich ihm nicht ihre Regionen! Was war das für eine Macht dort unten, vor der er gebangt hatte! Ein Reich, dessen Glanz verblich, wenn Mond und Sterne darüber aufgingen, eine Welt, die vom Hauch des Aethers zerging ...

Da, was war das? Heino Voffen horchte jäh auf. War das nicht ein Stöcken im stampfenden Rhythmus des Motors, dann wieder ein sich überstürzendes Stoßen der Kolben ... Und plötzlich — da ging in tiefem Erschrecken auch der Schlag seines Herzens darnach, bald glühend heiße, bald eisig kalte Blutwellen schauernd durch den Körper stoßend ...

„Junge!“ schrie es in ihm auf wie in jähem, traumzerreißendem Erwachen ... Todesangst krampfte sich mit wildem, hartem Griff in seine Seele, wehes, heißdürstendes Sehnen kam über ihn nach dem farbigen, lachenden, glückseligen Leben der Erde, nach Junge, nach ihrer süßen, umfangenden, ruhvollen Liebe ... Dort ... dort unten harnte sie seiner mit den Köstlichkeiten ihrer Welt ...

„Junge!“ schrie sein Herz, bebten die Lippen ... Vom Hebel zuckten die Hände, ihr sinkendes Bild zu halten ...

Da stand der Motor ... Zu spät riß Heino Voffen am Steuer ...

Ein emporgellender, vieltausendstimmiger Schrei ... ein zerhacktes Aufschlagen ... minutenlange Totenstille starren Entsetzens ... Dann ein krachendes Niederbrechen der Balustraden ... und von allen Seiten stürzten die dunkeln Wogen der Menge nach der Unglücksstelle ... Blutrot stand die sinkende Sonne über dem schwarzen Riesenwald und streute ihr letztes Gold auf den Todesweg ihres Lieblings ... Stumm, von eisigen Schauern durchzittert, trat die Menge, eine Gasse bildend, auseinander, durch die man den zerbrochenen Leib des Favoriten trug ... Die Männer entblößten die Häupter, und die Frauen und Mädchen nahmen schluchzend aus ihren Gürteln die Blumen und warfen sie als letzte Grüße auf das schwarze Bahrtuch ... Junge Karsten lag in tiefer Ohnmacht, als der Zug an der Starthütte vorüber zum Fliegerschuppen schritt ...

Die Erde hatte Junge Karsten gesandt, Heino Voffen heimzuholen.

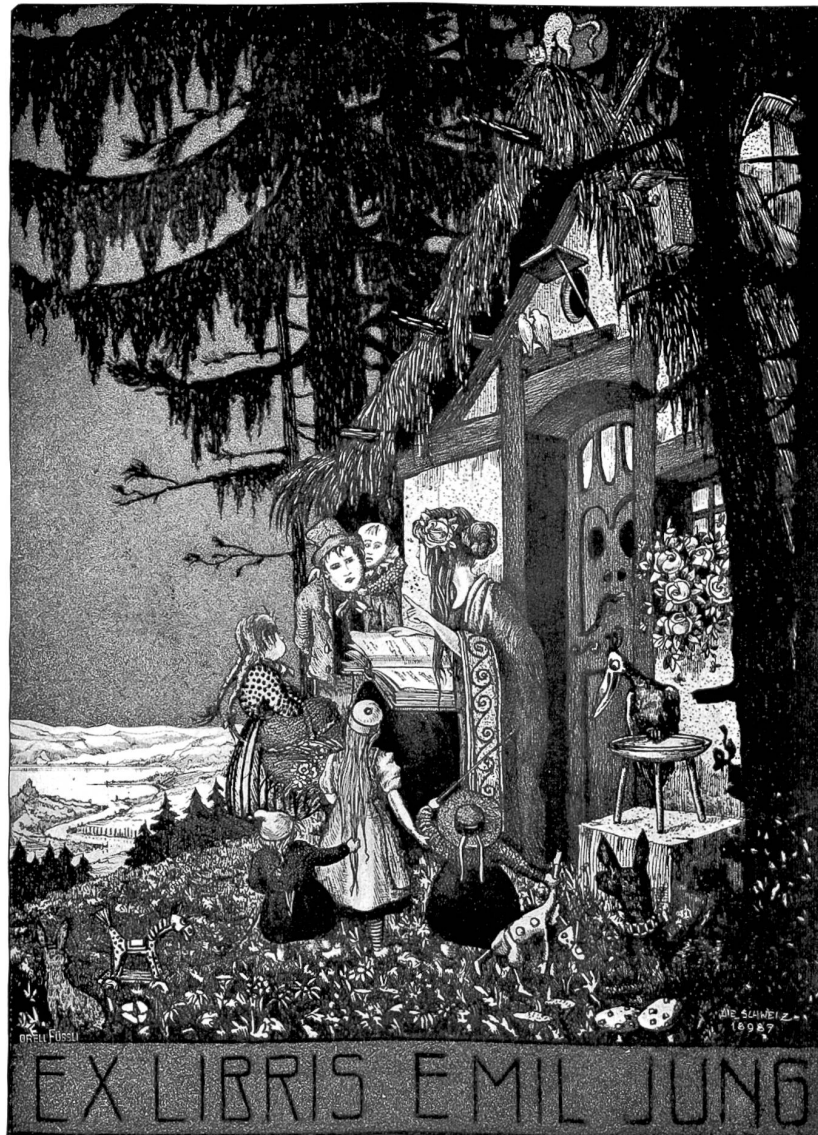
Der Genierzipfel.

Nachdruck verboten.

Eine Markensammlergeschichte aus der Bubenzzeit von Hermann Ehrsam, Zürich.

Auf den Treppenstufen in unserem Hause saßen unlängst in einem schwarzen Winkel zwei Nachbarsbüblein und waren ins eifrigste Gespräch vertieft. Zwischen ihnen stand eine große Kartonpackung, bis obenauf gefüllt mit Briefmarken, und die beiden jungen Sammler hatten jeder ein artiges Häuflein solch papierener Seltenheiten neben sich. Dieser flüchtige Vorfall berührte mich eigentümlich; er löste eine Erinnerung in mir los, ein längst vergessenes Erlebnis aus meiner Jugendzeit. Es war mir dabei unbehaglich zumute; denn meine kleine Person steht mir

aus jenen gefährlichen Tagen nicht gerade unschuldig vor Augen ... Es ist seltsam und unruhig, wie mich jetzt die Erinnerung an jenes Ereignis plagt, zu ganz plötzlichen Zeiten. Oft ist es, als wenn die Trude, das schwache Mädchen vor mir stände und ich vernehme seine furchtsame Stinime. Wenn ich eine Schere zwischern und klappern höre, dann ist mir, der Duckmäuser sitze auf seinem Schneidertisch und sehe mich an durch seine schwarze Brille und rede mit mir von seinen Marken. Und schon manches Mal bin ich stuhlig geworden, wenn ich einem



Hans Eggimann, Bern.

Exlibris Emil Jung.
Radierung, 1912.

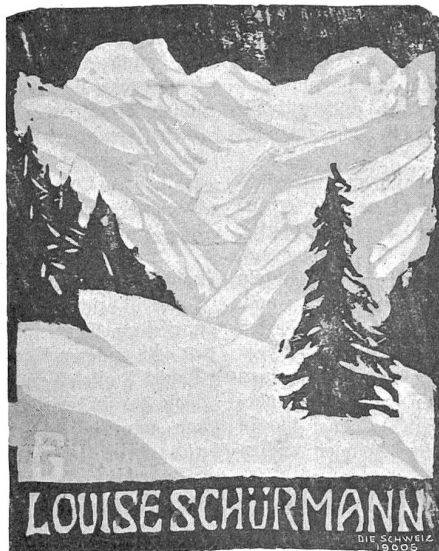
mageren, zerzausten gelben Hunde begegnete; denn ich vermeine immer, es sei das tolle Tier, das damals fast ertrunken unten im Fluße. . . Ich komme nicht mehr aus dem Erinnern in diesen Tagen. Es zwingt mich förmlich zum Niederschreiben meiner Geschichte. Mag sein, daß es keinen Wert hat, wieder ein Episöcklein mehr zu machen zu den Aberhunderttausenden von ähnlichen und gleichwertigen; aber wie gewiß beim Niederschreiben von all diesen Sachen die Hoffnung dabei war, nicht vergebens gearbeitet zu haben, so versuche auch ich mit schlichten Worten einem anspruchslosen Leser zu dienen.

* * *

Wenn jemand meint, nur die Erwachsenen hätten ihre Frühjahrs-, Sommer- und Wintermoden, und nur die „großen Leute“ wüßten etwas von „Sensation“ und „ganz modern“ und „neuester Fassung“, so ist er im Irrtum. Die Kinder haben unter sich noch viel mehr „Novitäten“ und „Schlager“. Reifen, Springseil, Kreisel, Drachenflug, Supfspiel und all der weitere unzählige Kurzweil gehören dazu. Und sie alle sind sogar auch an bestimmte Jahreszeiten gebunden, als bestände über diese Spiele ein öffentliches Gesetz. Es gibt da verzwickte und spitzfindige Neuigkeiten voll Phantasie und Humor, voll kindlicher Einfalt und gefährlicher Schlaueit. Denn was den Erwachsenen das Leben ist mit seinem Schaffen und Sorgen, mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, das erlebt das junge Herz im Spiel. Das Spiel ist die Kleinkinderschule des Lebens; da vollzieht sich in großen einfachen Zügen die Tragik des Erlebens. Wie dem Kinde das Spiel bitterer Ernst ist, das haben wir alle schon erfahren. Die so harmlos aussehende Kurzweil ist der Jugend Verhängnis; es werden da im Kinde alle Triebe geweckt und gefördert. Das Spiel ist die erste gestellte Weiche im Lebensgeleise, die unsere Fahrt nach einem Ziele richtet — vielleicht ins Verderben. Es gibt gefährliche Harmlosigkeiten, die die Seele des Kindes vergiften in heuchlerischer Unschuld. Von solch einem Spiel will ich erzählen.

Zehn Jahre war ich alt, als plötzlich in unserer Schule eine seltsame Epidemie ausbrach: die Briefmarkensammelwut. Die ganze Klasse nähte und flebte sich Markenbücher zusammen, aus allerlei und vielerlei Papier. Ich selbst kam dabei mit noch anderen Genossen zur Entdeckung, daß dazu die Schreibhefte das herrlichste Material abgeben. Ich trennte aus jedem noch leeren Schulheft die zwei innersten Blätter los, nähte sie mit unbeholfenen Fadenstichen zusammen und malte dann auf das glänzende glatte Umschlagblatt unter reichlicher Zuhilfenahme von Bleistift, Gummi und Lineal sowie schwarzer und roter Tinte, mit viel Blumen- und Blättergerank den prachtvollen Titel hin: „Schweizerisches Briefmarkenalbum vom Hermann Ehrsam, III. Kl.“

Ich weiß noch gut, wie ich nach vollendeter Tat das Gemälde platt auf den Tisch legte, es von allen Seiten begutete, in alle möglichen Stellungen das Kunstwerk drehte und schob, um den verblüffenden Eindruck zu studieren, den mein Album bei meinen Kameraden machen mußte. Dann kam die heißste Frage, was für Länder ich eigentlich beehren wolle mit meiner Gunst. Natürlich kam zuerst die Schweiz, für die ich zehn Seiten aufsparte. Und dann Amerika, mit dem Untertitel: (Kollerado, Indiana und Mezgitto); denn das stand fest: Nach den alten Eidgenossen kommen grad die Indianer und Trapper. Dann blätterte ich weiter in freudigem Schöpfungsdrange und schrieb würdevoll: Afrika (Saraha und Goldküste und



Ernst Geiger, Bern. Geibris Louise Schürmann (Holzschnitt).

Trahnsfall). Hier ließ ich den Buren einen großen Raum in besonderer Ehrenbezeugung. So ging es weiter über Spanien nach Argentinien, hinauf nach China und von dort wieder mit mächtigem Sprung nach Neufundland hinüber. Ein Nachbar hatte nämlich einen großen Neufundländerhund, dem ich hiemit meine Gunst bezeugen wollte. Jetzt kam Deutschland und darunter: (Berlin, Heidelberg). „Heidelberg“ war damals für mich ein großer Berg, der ganz blau war vor lauter Heidelbeeren. Ich beneidete daher die Studenten, die das unverdiente Glück hatten, dort spazieren zu dürfen. Nun kam Lappland, Spitzbergen, Montenegro, Australien, und so ging es fort das ganze „Album“ durch in heillosen Verwirrung, ganz willkürlich und doch edesmal erst nach reiflicher Ueberlegung über Wohl oder Wehe irgend einer auftauchenden Nation.

Nun fing ich an, allorts Marken zu sammeln, und häufte eine Unmenge solcher in meiner heimlichen Schatzkammer auf. Mit Argusaugen überwachte ich den Briefkasten und den Schlüssel dazu. Noch nie war ich daheim so dienstfertig gewesen wie damals beim Postabholen; denn die gute Mutter händigte mir jedesmal das gestempelte Postwertzeichen ein. Auch erlaubte ich mir das Privilegium, den Papierkorb zu durchsuchen. Damit nicht zufrieden, erfand ich einen andern Weg, mich mit Marken zu bereichern. Ohne daß es einer meiner konfurrierenden Genossen merkte, wanderte ich an freien Nachmittagen hinaus an einen einsamen Ort, wo der Reicht der Stadt abgelagert wurde. Da stocherte ich denn stundenlang in den



Hans Eggimann, Bern. Egmuficis Eggimann (Radierung, 1910).



Die Schweiz
1900
Karl Sanny, Bern. Exlibris
T. u. E. Huber (Holzschnitt).

Papierabfällen herum und vertiefte mich dabei öfters so anhaltend in mein sauberes Geschäft, daß ich zu spät nach Hause kam und mich auf alle mögliche Weise herauslügen mußte.

Ich begann meinen Markenschatz zu zählen; als er sich aber in die Tausende häufte, da hörte mein Einmaleins auf. Es waren fünf Schuhfachteilen und zwei Zigarrenstiften voll. Von Sortieren und Werten war keine Rede; denn die Geographie war mir mit meinen zehn Jahren noch ein unbekanntes Gebiet, das ich in ahnungsvoller heiliger Scheu umging.

Ich trat mit meinem papierenen Reichtum vor die Öffentlichkeit des Schulplatzes und fing an, mit dem oder jenem meiner Kameraden in stillen Geschäftsverkehr zu treten. Da zeigte ich denn manchem meine wohlverwahrte Schatzkammer und ließ ihn wählen unter großen Haufen

neuester und besterhaltener Germanias, Schweizer Fünfer- und Zehnermarken, italienischer Umbertos und Kreuzwappen, französischer Säerinnen und Napoleone, belgischer Leopoldes mit und ohne Sprüchlein. So wurde etlicher Tausch bewerkstelligt, gemogelt und betrogen, und mit lächelnder Pfißigkeit ging man auseinander, jeder überzeugt, daß er den andern über- vorteilt habe.

Einstmals nun, nach der Nachmittagschule, saß ich mit einem Kameraden zuoberst auf der einsamen Estrichtreppe und ließ ihn in meinen Marken wählen. Das Flämmlein eines Kerzenstumpfes beleuchtete die farbige Herrlichkeit, und ich betrachtete mit Freude das wechselnde Mienenspiel des Reides auf dem Gesichte des Gespanes. Der blickte auf einmal mich an mit lächelndem Triumphe: „Aber einen Genferzipfel hast du halt doch nicht!“

Ich machte die Augen weit auf. Einen Genferzipfel? Was ist das? Aber der Knirps hüllte sich in vielsagendes Schweigen, und ich versuchte alles Mögliche, um etwas aus ihm herauszubringen: „Sier hast du die blaue Germania... Sag mir's!“

„Gib mir noch einen Norweger!“

„Da! Und da ist noch der russische Lämmergeier... Willst du? So nimm noch diese Oesterreicher, die ist fein! Die kostet gewiß fast noch mehr als nur einen Fünfliber!“

„Gib mir noch ein Zürcher-Sechse!“

Ich wurde zornig, aber besann mich und sagte flüchtig: „Ach wie gerne! Aber ich hab's ja selber nicht! Nun denn, so nimm diese da: das ist eine ganz berühmte Marke und erst drei Tage alt! Siehst du den Stempel? Da steht's drauf. Die ist aus Ferrovio, und das ist eine Insel, weit, weit draußen im Meere und ist noch gar nicht entdeckt!“

So log ich und hatte damit das Bürschlein gewonnen. Nun tat er mir kund, daß der

Genferzipfel eine wundervolle, mächtiggroße Marke sei, die nicht nur mit gewöhnlicher Farbe bedruckt, sondern mit echtem Gold und Silber. Die Zäcklein außen herum seien auch pures leuchtendes Gold und der Stempel sei kein gewöhnlicher schwarzer Stempel, sondern ein sogenannter Edelsteinstempel. Mein Freund hatte zwar noch keinen gesehen, aber der Chueri habe es gehört, wie es der Briefträger dem Nachtwächter erzählt. Nur die Kaiser und Könige und die Amerikaner und Engländer haben einen Genferzipfel, sonst niemand, denn er koste grausam viel Geld!

Das Kerzenstümpchen war längst ausgelöscht, und immer noch saßen wir auf der hölzernen Stiege hoch droben unter dem Dache und schwärmten in großen Worten. Ach, wenn ich doch nur einen Genferzipfel hätte!

In unserer Nachbarschaft wohnte ein Schneider, der hieß Daniel Duf. Man nannte ihn aber nur den „Dufmäufeler“. Wohl darum, weil er aussah wie ein Mäuslein. Denn er war von winziger schmaler Gestalt, hatte ein spitzes Gesichtlein, und darin stat ein martialisch aussehender, großer steifer Schnurrbart, der das Männlein sehr lächerlich machte: es sah aus, als wollte sich der ganze Schneider hinter dem gewaltigen Sarraz verbergen. Wenn man aber dem Herrn Duf vom Schnauz in die entzündeten Augen sah, dann kam unwillkürlich eine mitleidige Regung über einen. Und wenn er sein helles Stimmlein erhob, das energisch tönen wollte, erbatnte er einen noch mehr. Die meisten Nachbarn sahen aber an ihm nur den Schnurrbart, und darum begegnete ihm eine Geringschätzung, die ihn allorts unverhohlen anlächelte. Man bekam ihn selten zu Gesicht; dann war er mit ärmlicher Schneidertunft gewandert und hatte auf seine Nase einen Zwider geklemmt; eifertig huschte er den Häusern entlang und wisperte furchtsam seinen Gruß. Der Mann war Witwer und hatte vier Kinder. Als das jüngste aus dem Dunkel der Ewigkeit emporgehoben wurde zum Lichte, da mußte die junge Mutter in Schmerzen ihr armes Leben verlassen. Nun brachte sich der Schneider einsam durch mit seiner jungen Schar und schaffte von morgens früh bis abends spät für fremdes Geschäft und sorgte und mühte sich ab bei kümmerlichem Lohn.

Das älteste der Kinder war die Edeltrube; gleichaltrig mit mir, ging sie in eine Nebentasse. Sie war ein ungelientes Ding mit bleichem Gesichtlein und strohblonden Haaren. Meine Gesponsse, die mit ihr in der gleichen Schule saßen, sagten, sie sei dumm und fürchte sich vor dem Lehrer und sei faul und habe einmal eine Laus gehabt. Die Trude sah man nie auf der Straße bei unseren Spielen; dann und wann bemerkte ich sie im Hofe beim Wäscheaufhängen oder wenn sie einsam in einem sonnigen Winkel saß und in einem unförmlichen altersschwachen Kinderwagen ihre beiden jüngsten Geschwister hütete. Bisher hatte ich mich nie bekümmert um das Mädchen und es immer nur über die Achsel angesehen; es war ja die, welche Läuse hatte und dumm war. Aber eines Tages wurde die Sache anders.

Wie gewohnt saß ich mit meinen Kameraden auf einem Haufen Gerüststangen hinter dem Hause und blätterte in meinem Markenbuch, machte mich groß und erklärte meinen andächtigen Zuhörern die schönen Dinge, die man da sehen konnte. Natürlich kam man wieder auf den Genferzipfel zu sprechen, den ich nicht hatte, und ich wollte hier kurz abbrechen. Es wurde mir wind und weh vor Reid: Nur die Könige und Kaiser und die Engländer und Amerikaner haben einen Genferzipfel, sonst niemand! „Aber mein Vater



Karl Sanny, Bern. Eigenes Exlibris
(Holzschnitt).

hat einen!" ließ sich da schüchtern ein Stimmlein vernehmen. Erstaunt fuhren unsere Köpfe empor: die Trude stand hinter uns und sah mich erschrocken an. Da ging es los unter meinen Genossen: „Was, du Lumpenfratz! Du bist eine Lügnerin, Laustrude! Dein Vater ist ja ein armer Teufel und hat keinen Fensterzipfel!"

Dem Mädchen standen die Tränen in den Augen. Hastig wickelte es die Arme ins Schürzchen und stammelte: „Wohl, wohl, mein Vater hat einen Fensterzipfel; ich hab ihn gesehen! Es hat ein halbes Huhn darauf und einen Schlüssel!"

Jetzt schrieen die ungläubigen Pharisäer: „Nun gehst aber, du! Oder wir werfen dir einen Stein an den Kopf!"

So ging sie. Ich aber war fassungslos und starrte der Trude nach und meinte kleinlaut: „Es wird wohl wahr sein, wenn sie's gesehen hat.“ Aber da lachten die andern auch mich aus. Wütend nahm ich mein Markenbuch unter den Arm, lief in mein Stübchen, wanderte da unruhig immer hin und her und spähte über die Straße zu der Dachwohnung hinauf, wo der Duckmäuseler am Fenster saß mit tiefgebeugtem Rücken, vor den Augen eine große schwarze Brille hatte und unermüdlich den rechten Arm hob und senkte. Ich betrachtete mir den Schneider gründlich und erwog reiflich, ob dem Männlein wohl solch ein Schatz zutrauen sei, wie es der Fensterzipfel ist. Da bläute der Duckmäuseler plötzlich scharf herab, und der kahle Kopf mit dem dünn geklebten Scheitel und das schmale Gesicht mit der schwarzen Brille und dem großen Schnauz kam mir jetzt auf einmal so sonderbar geheimnisvoll und unheimlich vor, daß ich erschrak und keinen Augenblick mehr zweifelte daran, daß der Edeltrude ihr Vater ein verkappter Hexenmeister sei.

Nun kam eine ängstliche Unruhe über mich, die mich nicht mehr losließ. Tag und Nacht lag mir der Fensterzipfel des Schneiders im Sinn. Ich kümmerte mich fortan eifriger um die Edeltrude und suchte mich auf alle mögliche Art dem Mädchen zu nähern und sein Vertrauen zu gewinnen. Und wirklich gelang mir das auch eines Abends.

Ich hatte mich mit dem Neufundländer des Gärtners herumgebalgt, versteckte mich hinter der Hausecke und piffte dem Hunde. In diesem Augenblick wollte grad die Edeltrude an mir vorbei mit einem Kesselfchen Milch. Da schoß der „Leo“ hervor, überrannte das Mädchen, und das Kesselfchen rollte dem Straßengraben zu. Da fing die Trude zu weinen an, lief mit dem leeren Kesselfchen neben dem weißen Bäcklein her und suchte dieses aufzufangen. Als ihr das nicht gelang, da verzweifelte sie schier und wehklagte, sie dürfe nicht mehr heim, der Vater habe kein Geld mehr für frische Milch und glaube doch nicht, daß der Hund schuld sei. Ich hatte einen „Zwanziger“ geklopft bekommen und wollte mir daraus eigentlich vier Kolumbusmarken kaufen; aber nun überlegte ich mir die Sache anders, dachte schlaun an den Fensterzipfel und fragte die Trude, wieviel Milch sie hätte holen sollen. Es waren anderthalb Liter. Da kramte ich mein Zwanzigrappenstück hervor und bot es dem Mädchen an mit dem treuherzigsten Gesicht, das ich machen konnte. Miteinander gingen wir nun zum Milchhändler, holten einen Liter, und als wir am Brunnen vorbeikamen, da nahm ich kurzerhand das Kesselfchen, ließ noch etwas Wasser hineinlaufen, und so war die Sache wieder in Ordnung.

Wir plauderten auf dem Heimweg, und ich hatte bald aus ihr heraus, was ich wollte. Der Vater habe viele Marken, sagte die Trude. Eine ganze Schachtel voll habe er, da tue er die schönsten hinein. Am Sonntag, so er nichts mehr zu schaffen habe, nehme er nachmittags das Album hervor und schaue es an. Aber

er zeige es niemandem und verschließe das Buch immer in die Kommode.

Das war für mich furchtbar merkwürdig.

„Sag' mal,“ begann ich, „hat dein Vater wirklich einen Fensterzipfel?“

Da wurde sie rot und verlegen: „Jaja, es ist schon wahr; aber ich weiß nicht mehr, wie der aussieht. Ich hab ihn selbst einmal gesehen; aber es ist lange her.“

„Hat er wohl wirklich drei Zipfel und ist aus lauter Gold und Silber?“ forschte ich weiter.

„Es wird wohl so sein, ich weiß es nicht recht; aber der Vater hat ihn gewiß.“

„Könntest du mir wohl einmal eine Marke zeigen?“ fragte ich schlaun.

„Ja, vielleicht schon,“ meinte sie zögernd, „aber der Vater darf es halt nicht wissen!“ Desto besser! dachte ich frohlockend, und als wir unter der Haustüre standen, da sagten wir gute Nacht, und ich gab der Trude die Hand, was ich bisher noch niemals einem Mädchen getan.

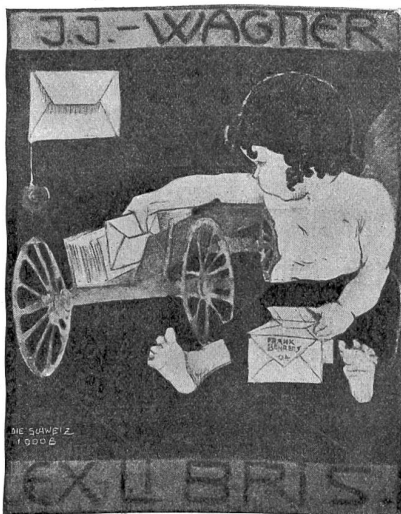
Den nächsten Nachmittag trieb ich mich mit meinen Kameraden auf dem Spielplatz herum; wir neckten die Mädchen und verleibwerkten ihnen die Spiele. Da sah ich abseits auf einer Bank die Laustrude sitzen und ihren Lotterwagen hüten. Sie winkte mir, und ich strich unbemerkt hinüber. Verstoßen wickelte sie aus dem schnurigen Kissen ein Zündholzschächtelchen hervor, öffnete dieses mit unruhigen Händen und schüttete es aus auf die hohle Hand. Ich traute meinen Augen kaum; es waren Wunderdinge zu sehen von Marken. Aber ich ließ nichts merken von meinem Erstaunen. Prüfend überfah ich den Schatz und gewahrte darin ein wahrhaftiges „Orangenbäumchen"! Im Markenbuch eines meiner Kameraden war es abgebildet. Und hier hielt es die unwissende Laustrude in ihren Händen! „Oranje“ stand ganz deutlich über dem Bildchen!

Ich holte tief Atem und meinte dann wegwerfend: „Ja, weißt du, das sind wohl ganz schöne Dinger; ist aber alles nichts wert!“ Die Trude schämte sich und sagte nichts. Ich besann mich und fuhr gleichgültig fort: „Die kannst du fortwerfen, so du willst. Aber mir ist es gleich, wenn du sie mir gibst ... Du mußt mir dann, den Zwanziger nicht mehr geben!“

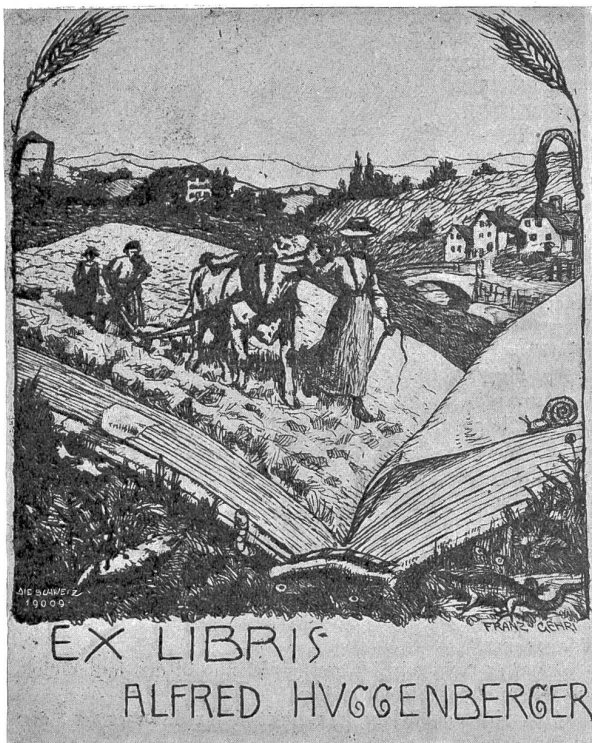
Das Mädchen erschrak. Daß ich ihr das Geldstück nicht geschenkt, sondern nur geliehen, daran hatte sie wohl noch nicht gedacht. Unschlüssig sah sie bald auf die



Hermann Hubacher, Bern. Exlibris Fritz Hubacher (Radierung).



Frank Behrens, Biel. Exlibris F. J. Wagner (Zuszeichnung, 1904).



Franz Gehri, Münchenbuchsee. Exlibris Alfred Huggenberger (Malerung).

Marken und bald auf mich und wurde rot und meinte weinerlich: „Aber ich hab ja kein Geld! Und wenn es der Vater merkt, daß die Marken ...“

„Willst du oder willst du nicht?“ tat ich unwirsch. Da schüttelte sie den Kopf. Ich war zornig und schämte mich vor der Trude, drehte mich wortlos um und wollte gehen. Da rief sie mich zurück, warf eilig die Marken in meine Hand und schmeichelte hastig: „Mußt nicht taub sein; aber wenn der Vater was merkt, dann wird er böse!“

Ich erwiderte nichts, steckte nur stumm die Marken ein und trollte mich heimwärts. Raun war ich in meinem Zimmerchen, so schüttete ich meinen Raub auf den Tisch mit hastiger Ungeduld und durchschnüffelte ihn. Ich hatte ganz richtig gesehen: es waren alles Marken, die ich zum Teil nicht einmal kannte, aus wildfremden Ländern mit seltsamen Bildern und Schriften. Chile, Peru, Korea!

Am nächsten Abend strich ich wieder durch den Spielplatz. Und die Edeltrude saß wieder auf der Bank, schob unaufhörlich den Kinderlasten hin und her und suchte verzweifelt den kleinen Schreihals darin zu beschwichtigen. Sehnsüchtig sah das Mädchen herüber zu uns Kindern, wie wir das Hupfspiel machten.

Da schlenderte ich wieder zu ihr und fragte freundlich: „Willst du nicht auch mitmachen, Trude?“

„Ich kann doch nicht,“ erwiderte sie hilflos, „der Viktorle ist ein so böses Bißle!“

„Wenn ich aber den Viktorle hüte, dann kannst du schon gehen!“ tröstete ich. In den Mädchenaugen standen zwei freudige Lichtlein. „Kannst du mir nicht wieder eine Marke bringen?“ fuhr ich fort mit lächelnder Verschmähtheit. Die Trude stand traurig still, und ihre Augenlichtlein erloschen. „Nur eine!“ machte ich und wurde rot; mir schlug das Gewissen. Da ging das Mädchen zögernd fort und spielte mit ihren Gesponsfinnen; ich hütete den kleinen Viktorle.

Von nun an vermehrte sich mein Markenschatz rasch mit seltenen Kostbarkeiten. Raun ein Tag verging, daß ich nicht mit pochendem Herzen, mit ängstlichen Händen irgend ein sonderbares Wertzeichen aus Duckmäuslers Eigentum in den meinen hinübertrug. Ich klopfte für die Laustube den alten Bodenteppich, ich hängte ihr die Wäsche auf, ich machte die Botengänge, die sie hätte besorgen sollen, ich hütete die kleinen Duckmäusler-Schmuckfinten, ich machte ihr die Schulaufgaben, sodaß sie ein noch besseres Zeugnis bekam als ich und der Schneider in heller Freude stand über sein geheimes Trudelchen. Und während ich so meinen papierenen Obolus verdiente, spielte meine Arbeitsgeberin sorglos mit ihren Freundinnen. Aber ich brachte außer meinen Marken noch verschiedenes nach Hause von meiner Schneidergesellschaft. So war es für mich in letzter Zeit nichts Außergewöhnliches mehr, daß ich im Haare tragen mußte; auch hatte ich von dem Dredviktore einen Hautausschlag erwischt und immer einen seltsamen Geruch nach Kleinfunderwäsche an mir. Meine Mutter verzweifelte schier ob den ungewöhnlichen Nebenerscheinungen am reinlichen Wesen ihres hoffnungsvollen Sohnes; denn sie wußte von nichts, und ich tat auch so. In der Schule war ich eine Weltberühmtheit geworden. Man nannte mich nur noch den „Markentuli“, auf welchen Titel ich nicht wenig stolz war; denn ich vermeinte, daß „Kuli“ wohl etwas Ähnliches sei wie „Padišah“ oder „Rajah“ oder sonst so was Lustiges. Ein heiliger Nimbus hüllte mich ein; niemand kam hinter meine dunkle Markenbereicherung, da mein „Duckmäusler-Import“ stets mit größter Heimlichkeit geschah. In unserer Klasse war ich ein Markentröfus, und auf der Straße paßte mir der oder jener kaufmännische Lehrjunge ab, um mit mir in gedeihlichen Handel zu treten. Aber ich war in dieser Beziehung geizig und schlau und mißtrauisch geworden.

Nun gab es jedoch Zeiten, wo meine Markenquelle zu versiegen drohte. Die Edeltrude hatte Angst vor ihrem Vater, daß er den Raub entdecken werde, doch ich beschwichtigte sie immer wieder: „Wenn er's bis jetzt nicht gemerkt hat, dann merkt er's überhaupt nicht!“ Dieser Trost indes schlug bei ihr fehl, und da drohte ich, die böse Geschichte ihrem Vater aufdecken zu wollen: daß sie ihm die ganze Zeit immer Marken gestohlen habe. Das wirkte, und mein Handel nahm neuen Aufschwung. Der Genferzipfel wurnte mich trotzdem noch; aber der war wohlverwahrt eingeklebt in das Album in der verschlossenen Kommode und mit meinen Künsten nicht erreichbar. Ach, wenn ich ihn doch nur einmal sehen könnte, den Genferzipfel! (Schluß folgt).

Du botest mir den reinen Trank...

Du botest mir den reinen Trank
Des Glückes, und das Leid versank;
Die Sonne kam gegangen.
Und reicher quillt der Lebensquell
Durch meine Brust, und morgenhell
Seh' ich die Erde prangen.

Und deine Hand, ich fasse sie,
Die soviel Segen mir verlieh,
Und schreite dir zur Seite.
Wir tragen unser schönstes Gut,
Den sonnenhellen Lebensmut,
In all die blaue Weite...

Josef Wiß-Stäheli, Zürich.